

Fr. J. M. I, 82



beim Antritte des Prorektors

der

königlich bayerischen

Friedrich = Alexanders = Universität Erlangen

am 5. November 1855 gehalten

von

Dr. Franz von Dittrich,

ordentlichem Professor der Medizin, d. Z. Prorektor.

*Über den Geist der neuen Behandlung der Lepra
sowie mit der Universität*

Erlangen,

Druck der E. S. Kunstmann'schen Universitäts-Buchdruckerei.

1855.

Hochgeehrte Versammlung!

Zum zweitenmale an diesen ehrenvollen Platz als Prorektor durch das Vertrauen meiner Collegen berufen und durch die königliche Huld und Gnade in dieser Eigenschaft bestätigt, habe ich die Pflicht, das nächstfolgende Jahr der gemeinsamen Studien mit einigen Worten zu eröffnen.

Ist doch der dazu gewählte Zeitpunkt der Stiftungstag unserer Hochschule, ein Tag, der vielfache Gedanken und Gefühle erweckt, ein Tag voll schöner Rückerinnerungen und voll lebendiger Hoffnung für die Zukunft. Nicht leicht ist irgend eine Stellung im öffentlichen Leben so geeignet, zurückzublicken und vorwärts zu schauen, wie die eines öffentlichen Lehrers an einer Hochschule. Nicht die eigenen Schicksale sind es, die ihn zunächst berühren, sondern es sind die Geschichte der Hochschule, es ist der lebendige Fortgang der allgemeinen und der speziellen Bildung, es ist die Saat, die man ausgestreut hat in die lebendige Jugend, das Gedeihen der Saat, die schöne Blüthe, die reife Frucht, an die die Gedanken gefesselt sind.

Die Geschichte einer Hochschule ist ja eben dadurch eine tief in das öffentliche Leben, in den allgemeinen Bildungsgang des Menschengeschlechtes eingreifende Erfahrungslehre.

Nicht gestattet ist es mir, in das letzte Dezennium zurückzublicken und anzuknüpfen an dort Vergangenes; ich bin noch zu jung an dieser Hochschule, um das Recht dazu zu haben, ich fühle mich auch zu schwach in meinen Kräften, in rednerischer Form das Selbsterlebte mitzutheilen, und endlich ist es auch nicht die eigentliche Aufgabe, die der Prorektor bei seinem Amtsantritte zu lösen hat.

Und doch drängt es mich aus dem Innersten heraus, zu sagen, was wenigstens das so eben abgelaufene Jahr für unsere Hochschule gebracht.

Kein Jahr vergeht ohne Trauer und Freude, in jedem Jahre erhält die Geschichte derselben ein neues Blatt einer dankbaren Erinnerung, eines neuen Fortschrittes, eines neuen Beweises gesegneter Wirksamkeit.

Das vergangene Jahr hat uns nahe dem Schlusse desselben in Trauer versetzt ob des raschen Todes eines geliebten Collegen.

Die jetzige Zeit des Lebens eilt rascher vorüber als sonst, ein allgemeinerer Eindruck verdrängt den andern, alles stürmt vorwärts und im raschen Fluge der Thatfachen und Ereignisse wird Manches vergessen, was öfters in die Erinnerung zurückkehren sollte.

Nicht so ist es bei Engelhardt, dem Kirchenhistoriker, den wir vor kurzem zur ewigen Ruhe geleiteten. Er war der Stolz der Hochschule seit mehr als 30 Jahren. Er war es bei uns und im fremden Lande. Bei uns wird sein Verlust am innigsten und tiefsten gefühlt; nicht bloß bildlich,

sondern wahrhaftig durchdringt der Gedanke seines Wegseins unser Mark und Bein; denn wo sein Name klang, da klang Erlangens Ehre und Ruhm. Die Lücke wird nicht bloß im Kreise seiner Familie und zahlreichen Freunde, nicht bloß im Herzen der Hochschule tief gefühlt, sondern auch im weiten Bereiche der Wissenschaft; er war nicht bloß der regste Förderer derselben — seine Schriften geben darüber ein unvergängliches Zeugniß —, sondern er war ein Freund derselben, eine seltene Liebe ja Begeisterung zur Wissenschaft und ihrer Pflege war ihm ans Herz gewachsen, sie war unzertrennlich von ihm, bis er eine Leiche war. Ihm eine Lobrede zu halten für sein Thun als Gelehrter und Mensch, seine Verdienste hervorzuheben um die Hochschule, um den Staat, um die Wissenschaft und die Pflege derselben bei ihren Jüngern, die Tiefe seiner Gelehrsamkeit, die anzustaunende Allseitigkeit seines Wissens zu preisen, die unwiderstehlich fesselnde Liebenswürdigkeit seines Charakters zu schildern — an dieser Stätte, welche er oftmals zierte, wäre überflüssig; — sein Name ist mit unserer Hochschule identifizirt, er selbst für Alle, die ihn kannten, unsterblich. — Darum lassen wir die Trauer ruhen, er lebt ja noch jetzt unter uns, und wird uns noch lange überleben. Nun zu dem Freudigen. — Das vergangene Jahr war überreich an wahrer, inniger Lust.

Ich preise von dieser Stätte aus unser Erlangen in verdienter Weise als glücklich. Mag dasselbe, wo immer, in oberflächlicher Betrachtung und vornehmer Geringschätzung als eine kleine Universitätsstadt betrachtet werden, mögen die Kapitalen der Hochschulen deutscher Zunge noch so sehr auf ihre Größe, auf ihre Geldmittel, auf die Berühmtheit ihrer Namen pochen und stolz sein, — ich preise dennoch unsere Hochschule als glücklich. Nicht umsonst. Das vergangene Jahr hat die überzeugendsten Beweise gegeben. Es ist die Befriedigung im Innern: die Harmonie der Lehrer unter einander, das trauliche Verhältniß der Jünger zu den Meistern, die gleiche Begeisterung, im Stillen die Wissenschaft fortzubauen. Daß man dies thun könne, daß man dies thue, wer mag es läugnen, wenn er sieht, daß drei Lehrer unserer Hochschule, im vergangenen Jahre an Universitäten darunter ersten Ranges berufen, ihrer Ueberzeugung nach, ihrem Pflichtgeföhle nach, durch innern Beruf gehalten hier bleiben, Gold und Ruhm fahren lassen und an der stillen anspruchlosen Friderico-Alexandrina ihre Wirksamkeit zum Segen des Landes fortsetzen. Soll ich die Namen nennen? Wer Erlangen kennt, wer es lieb hat, der weiß, wer sie sind. — Dieses schöne Zeugniß, das die Hochschule sich selbst gegeben, das in unsern Studirenden zugleich die Liebe zu ihren Lehren und durch diese zur Wissenschaft zur hellen Flamme anfachte, — es ist eine große, innige und wahre Freude, sie begleitet uns fort und fort.

Ist nicht für Alle, die an dem Gedeihen unserer Hochschule ein Interesse nehmen, ein belebender Gedanke der von Semester zu Semester sich steigende Zuwachs an Studirenden? Früher bloß der Versammlungspunkt unserer fränkischen Jugend, — zieht jetzt Nord und Süd reicher bei uns ein, und jeder geht in seine Heimat mit der dankbarsten Erinnerung an Erlangens alma mater. Doch nicht dieser Zahlenzuwachs ist's, der uns allein erfreut, wir können mit gerechter Anerkennung es aussprechen, daß auch im vergangenen Jahre der sittliche Geist und der Eifer der Studirenden zum Erfolge unseres Wirkens wesentlich beigetragen habe. Die Anhänglichkeit der Jünger an ihre Meister, die dadurch eingesogene Begeisterung für die Wissenschaft selbst erhält den Geist der Hochschule und pflanzt ihn von Jahr zu Jahr in immer regerer Weise fort. Unter dieser Aegide können

wir getrost in die Zukunft blicken, denn nur auf dieser Grundlage, auf dieser Gegenseitigkeit wird der edelste Zweck erreicht, den wir vor Augen haben — die Heranziehung tüchtiger Männer für Staat und Kirche, und die Fortbildung der Wissenschaft selbst.

Ein seltenes Ereigniß im vergangenen Jahre erweckt in der Erinnerung die freudigsten Gefühle in unserer Brust. Ist doch allbekannt geworden die frohe Kunde, daß unser König und Herr — nach alter Sitte und Brauch Rektor unserer Hochschule — sein königliches Hoflager in Nürnberg verlassend, in seiner Eigenschaft als Rektor seine Friderico-Alexandrina persönlich heimsuchte.

Wenn für eine Hochschule das Erscheinen des Landesherrn an derselben an und für sich schon von Bedeutung ist, so gewann dies Ereigniß bei uns eine noch viel intensivere.

Er kam nicht als Fürst und Herr, er kam als Rektor, als Beschützer der Wissenschaft an eine Stätte, wo sie gepflegt werden soll. Er wollte mit eigenen Augen sehen, ob Sein erhabenes Streben in Seinem Sinne ausgeführt werde, Er wollte uns Selbst sagen, welch schöne Regentenpflicht die Förderung der Wissenschaft ist.

Wer Ihn sah, sah aus Seinen Augen glänzen die Begeisterung für das Interesse der Hochschulen; aus Seinem Munde strömten die Worte des heiligen Eifers für das Gedeihen derselben. Wer hier in unserer Aula Seine Worte hörte, die Er an die versammelten Lehrer und Studirenden richtete, dem kann unmöglich entgangen sein, wie ernst und wahr, wie tief ergriffen in Seiner Stellung als Rektor Er da stand. Wer, wie wir, zusah, wie Er mit jedem Einzelnen der Lehrer in persönlichen Austausch trat, mit Jedem über den betreffenden Zweig der Wissenschaft sich besprach, der vergaß, daß es der König, der Landesherr sei, der vor ihm stehe, er sah in Ihm den erhabenen Rektor, den Schirmherrn der Wissenschaft.

Wer beobachtete, wie freundlich Er persönlich gegen die Studirenden sich zeigte, wie Er sie aufmunterte, wie Er mit den herzlichsten Worten ihnen den Sinn für Wissenschaftlichkeit empfahl, wie sie aus Seinem Munde hörten, daß Er stolz sei auf die studirende Jugend, wenn sie Seinem Sinne entspreche, der wird sich nicht wundern, daß die Studirenden, tief ergriffen von dem feierlichen Augenblicke, einen neuen Impuls erhielten, im Sinne des hochherzigen Mäcens der Wissenschaft Seine Hochschule zu verherrlichen.

Wir hörten aus Seinem Munde noch Vieles, das uns mit den gerechtesten Hoffnungen für das fernere Gedeihen unserer Universität erfüllte, Seine erhabenen Worte ließen es offen und frei vernehmen, daß, was zur Hebung der Hochschule bisher geschehen, noch viel zu wenig, daß es in Seinem Sinne läge, noch viel mehr zu thun, damit bei der raschen Fortentwicklung der Wissenschaften diese selbst keine Hemmung erfahren. Diese huldvolle großherzige Versicherung unseres erhabenen Rektors — sie ist zugleich ein königliches Wort, auf das wir bauen dürfen. Fürwahr — es war ein Tag des Jubels im edelsten Sinne des Wortes, denn es galt der Jubel und die freudige Begeisterung der Wissenschaft und der Ueberzeugung, in Ihm, dem dieselbe so tief verpflichtet ist, der während Seiner ganzen Regierungszeit die Pflege derselben aus innerster Ueberzeugung Sich zur Aufgabe gesetzt und bereits die herrlichen Früchte reifen sieht, — in Ihm den Pfleger, Förderer und Schutzherrn derselben sehen zu dürfen. Der Eindruck dieses glücklichen Tages kann nicht verwischt werden, gerade jetzt ist er lebendiger vor unsern Sinnen.

Wenn dem Prorektor an dem heutigen Tage die Pflicht obliegt, die eine oder die andere Betrachtung, welche für das akademische Leben einen Werth hat, zum Stoffe seiner Rede zu wählen, so greife ich bei der dem Redner zustehenden Freiheit der Wahl zu einem Gegenstande, der sich an die freudige Erinnerung der erhaltenen königlichen Huld und Gnade naturgemäß anschließt.

Was soll aber der Inhalt dieser Betrachtungen sein? Soll ich von den Hoffnungen reden, welche der königliche Besuch für das fernere Gedeihen unserer aufblühenden Hochschule in uns, ihren Lehrern, erregte? Dies würde nicht geschehen können, ohne die erhabene Person unsers regierenden Königs in den Mittelpunkt meiner Rede zu stellen und Seinen vielleicht noch nicht zur Reife gekommenen Entschliefungen schon vorweg in unserm Sinne Ausdruck zu geben.

Seine Majestät der König geruhten, unsere Friderico-Alexandrina als deren Rector Magnificen-
tissimus zu besuchen.

Der König ist nicht nur vermöge der ihm innewohnenden höchsten Gewalt der oberste Leiter und Vormund unserer Universität, Er ist kraft der Stiftungsurkunde derselben auch ihr nächster Vorstand, ihr unmittelbares Haupt.

Wie überhaupt unser deutsches Universitätswesen ein durchaus nationales Gewächs ist und seines Gleichen nicht irgendwo in der Welt wiedergefunden wird, so ist auch das Rektorat der Landesherren über die Universitäten ihrer Staaten eine Deutschland eigenthümliche Erscheinung.

Ich darf wohl auf Ihre Zustimmung rechnen, wenn ich das nahe Verhältniß, in welches die Landesfürsten hiedurch zu ihren Universitäten treten, als einen Gegenstand bezeichne, der einer tiefer eingehenden Betrachtung werth ist.

Es liegt weit ab von dem Kreise meiner Fachstudien, und ich fühle mich deshalb nicht berufen, mich darüber zu verbreiten, wie es gekommen, daß deutsche Fürsten sich durch ein so enges Band mit ihren Universitäten verknüpften, und namentlich den Zusammenhang nachzuweisen, in welchem dieses Vorkommniß mit der Geschichte der Reformation, mit der Erstarkung der Staatsgewalt und der Unterwerfung des korporativen Lebens unter die Staatssoveränität, und insbesondere mit der Umwandlung der Universitäten als vorwaltend kirchlicher Institute in Staatsanstalten stehe. Zu sehr laie auf dem weiten Gebiete der Geschichte, der Politik und des öffentlichen Rechts, um eine derartige Erörterung versuchen zu können, will ich mich einfach darauf beschränken, zu zeigen, daß die enge Verbindung des Landesherren mit der Universität, wie sie das landesfürstliche Rektorat mit sich führt, auch heutzutage noch zu keiner bloßen Form erstarrt ist, sondern noch Gehalt und Leben hat, und sodann, worin nach meiner Ansicht dieser Gehalt und dieses Leben liegt.

Nur zu oft ist man geneigt, altherwürdigen Formen alle Bedeutung für die Gegenwart abzusprechen, und sie als wesenlose Schemen zu erklären, wenn jener mächtige Trieb, der sie seiner Zeit ins Dasein rief, als schaffende Potenz von der Schaubühne des Lebens zurückgetreten ist. In zahlreichen Fällen mag man Recht haben, so zu urtheilen. Alles in der Welt hat seine Zeit, und Jedem ist sein Lebensziel gesteckt. Es gibt für jedes Institut eine Periode des Wachstums und des Absterbens, des Blühens und Verwelkens. Ist aus ihm das Leben entflohen, dann hält keine menschliche Macht das rollende Rad der Zeit auf, welches die stehen gebliebene Form zermalmt, — ebenso wie kein Arzt die mit dem hohen Alter eintretende Abstumpfung, Erschlaffung und das schließ-

siche Unthätigwerden der Organe des menschlichen Körpers hindern und dem herannahenden Tode Halt gebieten kann. Was würde es helfen, wenn wir mit unserem individuellen theoretischen Urtheile uns dem objektiven praktischen Urtheile der Geschichte widersetzen wollten? Gegen vollendete Thatfachen, die mit ihren scharfen Ecken in den Gesichtswinkel eines jedes Sehenden hineinragen, gibt es keinen Widerspruch, und wenn er stattfindet, erscheint er thöricht.

Nicht selten kommt es aber vor, daß das Verwerfungsurtheil über Erbstücke der Vergangenheit vorschnell ist und Formen für abgenützt und ausgelebt erklärt werden, die es noch nicht sind. Man pflegt hierbei vor Allem Eines zu übersehen.

Es mag sein, daß die schöpferische Kraft, der ein Institut seine Entstehung verdankt, zu wirken aufgehört hat, — es können aber noch Potenzen da sein, zwar nicht stark zur Gründung des Instituts, aber doch zureichend, dasselbe zu erhalten und zu stützen.

Schon mancher Kühne Reformplan ist daran gescheitert, weil die Widerstandskraft dieser Potenzen nicht in Rechnung gezogen wurde. Was da lebt, will nicht vom Leben lassen, alles Lebendige durchdringt der Selbsterhaltungstrieb — der mächtigste aller Triebe; und dem Tode geht immer ein Kampf auf Leben und Tod vorher.

Außerdem ist noch ein Zweites zu beachten.

So wie der Gedanke die Formen wechselt, und ein und derselbe Gedanke sich in verschiedenen Formen ausdrückt, so läßt sich auch mit einer bestimmten Form mehrerlei Sinn verknüpfen. Der Sinn, der ursprünglich die Form belebte, ist im Laufe der Zeit vielleicht abhanden gekommen, es ist aber ein neuer Sinn an dessen Stelle getreten und damit die Berechtigung zum Fortbestande der Form gegeben.

Beides und namentlich Letzteres scheint mir bei dem landesfürstlichen Rektorate über die Universitäten der Fall zu sein.

Das landesfürstliche Rektorat kann schon darum auch in unserer Zeit nicht als eine inhaltleere Form betrachtet werden, weil in ihm eine der Wissenschaft dargebrachte Huldigung liegt.

Der Fürst, der vom Throne herabsteigt, und sich den Männern, welche die Mittheilung und den Weiterbau der Wissenschaft zu ihrem Lebensberufe erwählt haben, und der strebenslustigen Jugend, die der heiße Wissensdurst um jene Männer versammelt, als ihr unmittelbares Haupt zugesellt, — ehrt die Wissenschaft.

Die Universitäten als die höchsten Pflegestätten der Wissenschaft sind mit Recht die Empfängerinnen dieser Ehre.

Daß dieser Sinn mit dem Rektorate der Landesherren schon bei dessen Entstehung verbunden wurde, beweiset die bereits in frühern Jahrhunderten, seit die deutsche Nation in die Reihe der Kulturvölker getreten, vielfach Bethätigte Liebe der deutschen Fürsten zu den Wissenschaften, beweisen die zahlreichen von ihnen ausgegangenen Stiftungen von Universitäten und andere höheren Bildungsanstalten und die nicht selten großartige Dotirung derselben.

Mögen immerhin jene andern Motive, die sonst noch bei dem Vorbehalte des landesherrlichen Rektorates geleitet, seither ihre Bedeutung verloren haben; das Motiv, die Wissenschaft zu ehren, ist bis heut zu Tage ungeschwächt; denn gehörte es schon von jeher zu den schönsten Vorrechten der

Trone, die Wissenschaft in ihren Vertretern auszuzeichnen, ihr Schirmvogt und ihr Förderer zu sein, so ist dieser Beruf auf der Kulturstufe, auf der wir gegenwärtig angelangt sind, den Fürsten noch um Vieles näher gelegt.

Im landesherrlichen Rektorate findet dieser Beruf eine Symbolisirung, wie sie kaum treffender gedacht werden kann. Symbole enthalten aber für den Besitzer eine stete eindringliche Mahnung, dem gerecht zu werden, was sie vorstellen.

Uebrigens fällt die Ehre, die der Fürst der Wissenschaft gibt, auf ihn selbst zurück. Die Uebermacht des Geistigen im Menschen anerkennen, ist immer ehrenvoll, doppelt ehrenvoll aber für den, der im Besitz der größten physischen Machtmittel ist und darum leicht vermocht werden kann, deren Bedeutung zu überschätzen. Das landesherrliche Rektorat dient daher auch zur Beherrschung des Fürsten selbst.

Doch damit ist seine Bedeutung noch nicht erschöpft; sie tritt auch noch heraus in Bezug auf die staatliche Geltung der Universität als Korporation. Indem der Fürst als Rektor sich selbst an die Spitze der Korporation stellt, fällt auf sie ein Strahl vom Glanze des Throns. Die Universität nimmt hiedurch eine ausgezeichnete und hervorragende Stellung vor den andern Korporationen des Landes ein. Dieser höhere Rang gebührt der Universität um ihres Berufes willen: denn sie ist die erste und vornehmste Trägerin des geistigen Lebens; der höhere Rang wird ihr nicht erst durch das landesfürstliche Rektorat gegeben, er wird durch selbes aber aller Welt und auch dem einfachsten Verstande auf unwidersprechliche Weise sichtbar und kenntlich gemacht, und mit ihm die hohe Bedeutung der Wissenschaft für den Staat und für alle seine Zwecke und Thätigkeitsäußerungen.

Von ungleich größerem Gewichte als das bisher Besprochene ist aber die in dem landesfürstlichen Rektorate liegende Anerkennung der Freiheit der Wissenschaft.

Die Freiheit ist die Lebensluft für die Wissenschaft. So wie der Staat die Religion nicht machen kann, ebenso wenig die Wissenschaft. Mit Recht fällt der Spott auf das Gebahren der Staatsgewalt in China, welche der wissenschaftlichen Thätigkeit ihre bestimmten Geleise und Schranken anweist und jede Abweichung davon als ein Vergehen wider den Staat ahndet.

Die Wissenschaft ist das Resultat individueller Strebungen, ein Erzeugniß des menschlichen Geistes, der wohl an die Leistungen der Vorgänger anknüpft, — denn alle Arbeit des Menschen ist eine Arbeit der in ihren Gliedern fortlebenden Menschheit — der aber auch wieder auf sich allein gestellt, für sich selbst thätig ist. Dieser individuelle Charakter aller wissenschaftlichen Arbeit bedingt aber volle Freiheit für den, der sich der Wissenschaft weihet. Es muß ihm freier Raum für seine Forschungen gelassen, es darf ihm keine Grenze gesteckt, keiner von den mancherlei Wegen, die zu wissenschaftlichen Ergebnissen führen, verschlossen werden, sonst entsteht eine Trübung, eine Verkrümmelung der letzteren, sie hören auf, die Früchte der freischaffenden Individualität zu sein, sie stehen unter dem Einflusse äußerer Nothwendigkeiten, ihr Grundcharakter ist ihnen genommen.

Dieselbe Freiheit wird auch gefordert in Ansehung der Mittheilung der gefundenen Resultate und zwar nicht bloß für den Mittheilenden; auch die Mit- und Nachlebenden haben ein Recht, das individuelle Geisteserzeugniß in seiner vollen Individualität in sich aufzunehmen. Die Freiheit der

Forschung schließt nothwendig in sich die Freiheit der Lehre, und diese hat wieder die Lernfreiheit zu ihrem unzertrennlichen Gefährten; denn wie alle wissenschaftliche Arbeit, ist auch das Lernen eine freie Arbeit, und die Wissenschaft lüftet nur vor dem ihren Schleier, der sie frei will, der von innerm Triebe sich zu ihr hingezogen fühlt.

Das Ziel der Wissenschaft ferner ist die Wahrheit, — die höchste Wahrheit, die der auf sich gewiesene menschliche Geist zu ergründen vermag, — nämlich die Erkenntniß der Gesetzmäßigkeit des Natur- und Geisteslebens, des Zusammenhanges der auf jedem dieser beiden Lebensgebiete wirkenden Kräfte für sich sowohl als auch unter einander. Die Wahrheit verträgt aber keine Beschränkung, keine Hemmung, — wird ihr auch nur ein Theilchen genommen, sie ist nicht mehr die Wahrheit. Was von der Wahrheit gilt, gilt auch von der Wissenschaft, die zur Wahrheit führt.

Die Wissenschaft mag in ihren freien Produktionen den Machthabern zuweilen unangenehm und unbequem sein; noch mehr, sie mag bedenklich, ja selbst gefährlich erscheinen für die bestehende Ordnung der Dinge; sie mag in einzelnen ihrer Vertreter auf Abwege geräthen und statt schützender Blätterkronen geile Ranken treiben. Der Staat thäte nicht wohl daran, mit seinem Arm hineinzugreifen in das Reich des Geistes und da den Meister und Ordner zu spielen; seine Streiche würden in die leere Luft fallen, denn er hat es mit einem körperlosen Gegner zu thun. Und wenn es auch gelänge, mit staatlichen Machtmitteln einen oder den andern Auswuchs zurückzudrängen, und die daraus entspringende Gefahr zu beschwören: der Staat würde selbst als ein Verwundeter aus diesem Kampfe hervorgehen, er würde dann unfehlbar auch die Segnungen einbüßen, die nur die „freie“ Wissenschaft gewähren kann.

Ist jener zweifelhafte Erfolg des Kampfes wohl werth, daß ihm ein solches Opfer gebracht wird?

Der Staat soll es den Männern der Wissenschaft überlassen, das Unkraut aus ihrem Felde auszujäten, er soll sie den Streit der Richtungen und Meinungen ausfechten lassen, er soll weitblickend und großsinnig auf den endlichen Sieg der Wahrheit vertrauen, und er kann dies: die Wissenschaft ist so reich, daß sie für jedes Gift ein Gegengift hat. Die Wahrheit bricht sich schließlich immer Bahn, und es ist nicht bloß dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, sondern auch dafür, daß sie sich auf der Erde nicht bis dahin ausbreiten, wo sie anderem Lebendigen und Lebenskräftigen Boden und Luft nehmen.

Gönnt der Staat diese Freiheit der Wissenschaft den Universitäten nicht, nimmt er es auf sich, den Inhalt der Lehrvorträge zu bestimmen, und den Bildungsgang der Studirenden nach Schülerart zu regeln und zu überwachen, dann werden sie aufhören, die Heimath der Wissenschaft zu sein, sie, die als deren höchste Pflegestätten naturgemäß auch deren erster und vorzüglicher Sitz sein sollten. Die Wissenschaft wird sich, — denn vertreiben läßt sie sich aus der Welt nicht, — andere Stätten aufsuchen, und außerhalb der Universitäten ihre Arbeit thun. Die Universitäten werden dann ihrer ganzen Bedeutung beraubt, mißachtet dastehen. Der gegen die Wissenschaft gerichtete Schlag wird wohl die Universitäten aber sicher nicht die Wissenschaft treffen.

Diese in ihren Grundgedanken bezeichnete großsinnige und liberale Politik im Verhältnisse zur Wissenschaft, — die einzig richtige auf unserer Bildungshöhe und im heutigen Stadium der staatlichen Entwicklung — ist in dem landesfürstlichen Rektorate deutlich vorgebildet.

Unter einem Rektor, der zugleich der Landesherr ist, droht der wissenschaftlichen Freiheit an der Universität nicht die mindeste Gefahr.

Entweder steht die Sache so, daß der Landesherr hinter dem Rektor zurücktritt, oder so, daß er über den Rektor hinausragt — oder mit andern Worten: entweder betrachtet der Landesherr sein Rektorat als einen wissenschaftlichen oder als einen fürstlichen Beruf. Eine dritte Auffassung läßt das in Rede stehende Verhältniß nicht zu.

Setzen wir den ersten Fall, ist es hienach der Rektor, auf den der Landesherr in seiner Doppelstellung den Nachdruck legt, so gibt derselbe damit zu erkennen, daß er seine Stellung zur Universität so auffasse, wie der aus Vertretern der Wissenschaft durch freie Wahl hervorgegangene Rektor, der selbst Mann der Wissenschaft ist. — Im Amtskreise des Rektors liegt es nun schlechterdings nicht der wissenschaftlichen Freiheit in irgend einer Weise zu nahe zu treten, vielmehr kommt es ihm zu, sie sowohl im Verhältnisse zu den Lehrern — die seine Mitarbeiter sind, — als zu den Studierenden kräftigt zu wahren, weil das Ansehen und die Wirksamkeit der Korporation, die er vertritt, und deren Haupt er ist, davon wesentlich abhängt.

Ist aber vielleicht die wissenschaftliche Freiheit an der Universität dann einer Gefährdung preis gegeben, wenn der Landesherr in dem Rektorate ein fürstliches Amt erblickt, der Rektor also in dem Landesherrn aufgeht? Auch in diesem Falle ist kein Grund vorhanden zu einer derartigen Besorgniß, im Gegentheil, die Anerkennung der Freiheit der Wissenschaft tritt bei dieser Auffassung in eben so bestimmter Weise heraus.

Der Landesfürst hat eine zu erhabene Stellung und einen zu umfassenden Beruf, als daß er es zu seiner Aufgabe zählen könnte, den Gang der Wissenschaft, die Mittheilung und Aneignung derselben durch Detailvorschriften, durch Gebote und Verbote zu bevormunden und zu beirren. Es sind nur die Dinge im Großen und Allgemeinen, nur Massen und Gruppen, nur die Umrisse der vielen den Staatsorganismus bildenden, enge in einander verflochtenen Verhältnisse und Beziehungen, die das Auge dessen erreicht, der das Recht und die Interessen von Millionen wahrzunehmen hat. So kann daher seine Fürsorge auch nur eine Fürsorge im Großen, seine Leitung nur eine Leitung im Allgemeinen sein. Nicht kleine, minder bedeutende Vorfälle und Anliegen sind es, die den Fürsten zur Thätigkeit aufrufen; nur in gewichtigen entscheidenden Fragen spricht er sein gebietendes Wort. So will es das fürstliche Amt. Derjenige, dem sich der Fürst unmittelbar überordnet, muß demnach einen hohen Grad von Selbstverantwortlichkeit besitzen.

Indem nun der Fürst als Rektor sich in unmittelbare Beziehung zur Universität setzt mit dem Willen, das Rektorat als Fürst auszuüben, thut er kund, daß er der Wissenschaft auch nur jene Fürsorge im Großen, jene Leitung im Allgemeinen zuzuwenden gedenke; er bezeugt damit, daß er ihr so viel innere Triebkraft, und den Männern, die sie pflegen und lehren, so viel Pflichtgefühl zutraue, um über sie nichts weiter als seinen schützenden Arm nöthig zu haben.

Hierin liegt zugleich an alle ihm unterstehende, in seinem Auftrage handelnden Organe die bestimmte Weisung, daß die Wissenschaft nicht bei jedem Schritte und Tritte den sie thut, hier der fördernden, dort der abwehrenden Hilfe der Staatsgewalt bedürfe, und daher die für andere Angelegenheiten geltenden Verwaltungsnormen und der gewöhnliche Geschäftsgang hier keine Anwendung finden.

Das aber ist jene großherzige, freisinnige Politik, die ich im Verhältniß zur Wissenschaft als die im Bewußtsein unserer Zeit liegende bezeichnet habe.

Noch ist ein Gedanke hervorzuheben, gleichfalls fruchtbar für die Wissenschaft, der sich in dem landesfürstlichen Rektorate ausdrückt. Wie alle menschlichen Institute bedarf auch die Universität materieller Mittel für ihre Zwecke.

Ein ächt fürstlicher Charakterzug ist die Freigebigkeit; übereinstimmend hat man sie in alten und neuen Zeiten eine fürstliche Tugend genannt. Durch Annahme des Rektorats macht der Fürst die Liberalität und Munificenz gegenüber der Wissenschaft zum Regierungsprincipe. Was persönliche Eigenschaft des Fürsten ist, wird so zur Staatsmaxime. Wer die Wissenschaft achtet, wer den großen wohlthätigen Einfluß derselben auf das ganze Staatsleben zu würdigen weiß, wird gewiß keinen Augenblick anstehen, einer solchen Staatsmaxime vollen Beifall zu zollen.

Es macht einen üblen, niederschlagenden Eindruck, wenn dort, wo es gilt, dem Fortschritte der Wissenschaft die Wege zu ebnen und die errungenen Wissensschätze der aufstrebenden Jugend darzureichen, um Kreuzer und Groschen gemarktet wird; dagegen fliegen die Sympathieen aller Denkenden und Vorwärtstrebenden jenen Staaten zu, denen für solche Zwecke kein Opfer zu groß ist.

Alle diese Bedeutung, die nach den bemerkten Seiten hin dem landesfürstlichen Rektorate inne wohnt, kommt den Studierenden nicht minder als den Lehrenden zu Gutem.

Von der Ehre, welche die Inhaber der höchsten Gewalt der Wissenschaft und ihren Vertretern geben, von der hervorragenden Stellung, die hiedurch die Universitäten im Staate einnehmen, von der Anerkennung und Wahrung der wissenschaftlichen Freiheit, von der Liberalität bei Förderung der wissenschaftlichen Arbeiten empfangen auch die Studierenden, aus deren Mitte die späteren Baumeister der Wissenschaft hervorgehen, ihren Antheil und erfreuen sich der daraus hervorgehenden heilbringenden Wirkungen. Dient doch alles, was zum Besten der Universitäten geschieht, schließlich und hauptsächlich zum Besten der Studierenden, die an ihnen ihre Bildung suchen, und deren wissenschaftliche Förderung die erste und vornehmste Aufgabe derer ist, denen der neidenswerthe Beruf geworden, an ihnen zu lehren.

Im Hinblick auf die Studierenden hat aber das landesfürstliche Rektorat noch einen besonderen praktischen Werth von großer politischer Tragweite. Wenn die Studierenden sehen, daß der fürstliche Rektor ein offenes Auge hat für alle Bedürfnisse ihrer alma mater, und ein geneigtes Ohr für alle ihre Anliegen, wenn sie wahrnehmen, daß die Anstalt, an der sie ihr Höchstes suchen, und die ihnen auch das Höchste bietet, der Gegenstand der unablässigen Sorge und großmüthigen Freigebigkeit des fürstlichen Rektors ist, dann fühlen sie sich selber gehoben. Der Dank gegen den fürstlichen Rektor vereinigt sich bei ihnen mit dem Danke gegen den Landesherrn, die Anhänglichkeit an Letztern erhält eine neue, nie versiegende Nahrung und begleitet sie durch ihr ganzes folgendes Leben. Der Fürst aber ist der mächtigste, dem die Herzen jenes Theils der Jugend zuschlagen, der als der Träger der höhern Geistesbildung die Ansichten und Bestrebungen der kommenden Generation bestimmt.

So ist das landesfürstliche Rektorat auch ein höchwichtiges politisches Erziehungsmittel für die Jugend, und Erhaltungsmittel für den Staat.

Vielleicht könnte man gegen die Auffassung des landesfürstlichen Rektorats, die ich in Anbetracht

der Kürze der mir bemessenen Zeit mehr skizzirt als ausgeführt habe, den Einwurf erheben, daß sie zu ideal sei. Ich fürchte diesen Einwurf nicht. Er würde mich treffen, wenn ich bei meiner Darstellung den Boden gegebener Verhältnisse und Zustände verlassen und von der Macht des geschichtlich Gewordenen absehend mir darin gefallen hätte, ein beliebiges Musterbild für das Verhältniß zwischen Fürst und Universität aus mir selbst zu produziren und in die Luft hinauszustellen. So aber ging mein Bemühen dahin, in einer feststehenden Thatsache, in einer Mitgift der Vergangenheit Sinn und Verstand für unsere Zeit aufzufinden, den Gedanken hervorzuziehen, der die Erscheinung belebt, und von dem diese nur die äußere Schale ist. Will man das Gefundene ein Ideal nennen, so ist es jedenfalls ein fruchtbares, ein konkretes Ideal; wer dies verneinen wollte, müßte alle wissenschaftliche Arbeit im Bereiche der Geschichte der Menschheit, die ja dieselben Wege geht, dasselbe Ziel verfolgt, für unfruchtbar und unpraktisch erklären.

Doch selbst zugegeben, daß meine Auffassung in anderen Zeiten als zu ideal erscheinen könnte, und an manchen Orten noch heute erscheinen kann: — von unserm engeren bayerischen Vaterlande, unter der ruhmreichen Regierung unseres gegenwärtigen Königs gilt dies nicht. Für uns, für unsere Universität hat jenes vermeintliche Ideal — wir können es mit Stolz aussprechen — bereits aufgehört Ideal zu sein, es hat Leben und Gestalt gewonnen, es steht in voller Realität vor uns.

Und diese reale Gestaltung hat es erhalten in der durchlauchtigsten Person unsers königlichen Rectors, der vor wenig Monden in diesem Saale weilte, der Sein Amt ganz in der von mir angedeuteten Weise auffaßt, und in das durch dieses Amt für Ihn entstandene nähere Verhältniß zu unserer Hochschule ganz denselben Sinn legt, den ich im Verfolge meiner Rede darzulegen versuchte. — Den Beweis dafür gibt Seine ganze Handlungsweise, die unermüdete Sorgfalt, die Er Seiner Friderico-Alexandrina schenkt, die Art und Weise Seiner Wirksamkeit zur Erhöhung ihres Gloriums, die wahrhaft fürstliche Freigebigkeit zur Erweiterung ihrer Institute. Zeugnisse sind ferner die hochherzigen kernigen Worte, die Er vor Kurzem als Rector im Kreise der Lehrer und Studierenden hier in diesen Räumen aussprach, Worte, die tief in unser Aller Herz gedrungen und sich in unser Aller Gedächtniß unauslöschlich eingegraben haben.

Das von mir entworfenene Gemälde ist nichts als die Copie der Wirklichkeit, die uns umgibt. Wir sehen bereits die Früchte einer so erleuchteten Leitung unserer Universitätsangelegenheiten vor uns, und noch schönere werden sich uns zeigen. Denn wenn irgendwo Berechtigung vorhanden ist, aus einer glücklichen Vergangenheit und einer befriedigenden Gegenwart auf eine schöne Zukunft zu schließen, so gewiß in unserem Falle. Wir leben der festen Ueberzeugung, daß unser königlicher Rector Sein Amt immer in diesem Geiste auffassen werde und darum rufe ich im Namen unserer Friderico-Alexandrina aus voller dankerglühter Brust ein dreifach Heil unserm Könige und Herrn Max II., unserm königlichen Rector, dem Schirmherrn der Wissenschaft.